

Nur ein Knecht.

Stizze von Friz Stowonnet.

Mit dem Abenddämmerung fuhr ich von Berlin weg. Nach Osten! Ich wollte die Heimat wiedersehen, nicht nur im Sommer und Herbst, wie es in den letzten Jahren geschehen, sondern im herben Vorfrühling. Mein treuer Drilling begleitete mich natürlich, denn ich wollte mit grauen Haaren noch einmal die köstlichen Stunden genießen, die ich als Jüngling auf dem Schnepfenzug und auf der Birkenhahnbalg verlebte hatte.

In Berlin war der Frühling bereits mit aller Macht und Pracht eingezogen. An den Sträuchern war schon das junge Laub aufgebrochen, und auch an den Bäumen und Kaskaden schimmerten die didgeschwollenen Knospen grünlichgelb. Auf Reifen, die mich innerlich nicht berührten, schlief ich wie ein Murmeltier. Diesmal floh der Schlaf meine Augen. Meine Gedanken eilten dem Zuge voraus . . . heimwärts nach Osten.

Langsam verging die Nacht. Beim ersten Morgengrauen stieg ich in die Bimmelbahn, die mit der Eilfertigkeit einer Postkutsche durch die unendliche Johannishurger Heide schleicht. Das einfüßige Rädchen, der einfüßige Kiefernwald wirkten befängend auf meine Nerven . . . mir fielen die Augen zu. Ich erwachte erst, als der Zug auf der kleinen Station R. . . hielt. Ein junger Bursche, den ich nicht kannte, nahm mir das Gepäck ab und trug es zum Wagen, half mir in einen weiten Wälsfel, den ich sehr gut kannte, stopfte mir die Pelzdecke um die Beine und ließ die kleinen struppigen Runder ausreifen.

Die fürsorgliche Verpackung war durchaus nicht überflüssig, denn es wehte dort hinten an der russischen Grenze ein sehr frisches Lüftchen. Auf den Seen lag noch das Eis. Es sah schon grau und dunkel aus, aber der Nachtfrost gab ihm noch immer die Kraft, am Tage den Strahlen der Sonne zu trotzen. Nur der Regen begünstigt es. Unter seinem Einfluß zerfällt die manchmal noch fuhdige Dede in Splinter und Reile. Dann kommt der Sturm, zertrümmert die Masse und wirft die klirrenden, glühenden Stücke am Ufer zu hohen Wallen auf . . .

Dicht am Forsthaufe liegt ein kleiner See. Ich traute meinen Augen nicht. Die Schonzeit der Fische hatte doch bereits begonnen! Aber da tummelten sich doch noch die Fische auf dem Eise und zogen das große Netz. Ich bog mich vor und stieß den Klutcher an.

Was ist denn da los? Wird noch gefischt? Mein Herr Wobthäter. Sie suchen den Ruba. Den Ruba? Den alten Knecht? So ist es, Herr. Gestern ist er ertrunken. Kopfschüttelnd legte ich mich zurück. Wie war das möglich! So ein alter Steinmauer, der am Wasser groß geworden, Zeit seines Lebens auf dem See geangelt und gefischt hatte, war auf seine alten Tage noch so unvorsichtig gewesen! Da konnte doch nur der verdammte Brantwein daran schuld sein. Ich fragte weiter:

„Ist er eingebrochen?“ „Nein, Herr, er ist in e' Eisloch getrocknet.“

„Wahrscheinlich hat er sich vorher gehörig satt getrunken?“ „Nein, Herr, er war diesmal ganz nüchtern.“

Ich ließ halten, schälte mich aus den Pelzen und sprang vom Wagen. Von hier aus hatte ich nur einhundert Schritt bis zu den Fischen. Sie hoben gerade die Enden der Flügel aus den Wägen. Mein Freund, der Förster, kam mir entgegen, schob mir ein Brett über das bünne Uferis und begrüßte mich.

Schweigend gingen wir zu den Fischen. Man sah es ihnen an, daß die traurige Veranlassung auf ihnen lastete. Es fiel kein lautes Wort. Schließlich wurden sie sich auf das Erscheinen der Zeichen aufmerksam, an denen man das gleichmäßige Einholen des Netzes erkennt. Die Fische in den Flügeln, nach denen sich sonst eifrig alle Hände ausstreckten, wurden in das Wasser zurückgeschickelt . . . Jetzt ein kurzer Ruf . . . sie hatten es deutlich gespürt, daß der Netzlad etwas Schweres gefaßt hatte . . .

Bedürftig schälten sie den Körper aus den Netzfallen und legten ihn absichts auf Ei. Der Förster trat hinzu, beugte sich hinab und strich dem Todten wie lieblosend mit der Hand über das Gesicht. Deutlich sah ich, wie dem Grünrod dabei ein paar große Thränen aus den Augen traten und über die Backen in den Bart rollten.

In dem ausgeräumten Speicher hatte sie ihm das letzte Lager bereitet. Die kleine Halle war mit Lammengrün geschmückt. In seinem Sonn tagsstahl lag der Grabart, vom Licht der Kerzen bestrahlt, so friedlich, daß man glauben konnte, er schlief. In dem ruhigen Ausdruck des Gesichtes war nicht zu lesen, daß er eines gewaltsamen Todes gestorben.

Die Holzschläger, die das Netz gezogen, waren nach reichlicher Bewirtung gegangen, den Tagelohn, den ihnen der Förster bot, hatten sie abgelehnt. Aus allem war zu ersehen, daß hier noch was Besonderes vorlag . . . ich hatte auch von den Kindern sprechen hören und mir etwas zusammengeheimert. Doch ich scheute mich zu fragen . . . es ist oft richtiger, zu warten, bis die Beteiligten selbst zu sprechen anfangen. Darauf brauchte ich nicht lange zu warten. Beim Frühstück fing der Förster an:

„Du wunderst Dich wohl, daß wir von dem alten Ruba soviel Aufsehens machen. Er hat's verdient! Er hat meine beiden Kinder vom Tode des Ertrinkens gerettet und ist selbst dabei ums Leben gekommen. Für uns hat die Sache noch eine etwas bittere Beimischung, denn er hat uns mit seiner Aufopferung feurige Kohlen aufs Haupt gesammelt, wie man so zu sagen pflegt. Und wir brauchten uns gar nicht zu beklagen, wenn er ruhig davongegangen wäre, ohne auf das Geschrei der Kinder zu hören.“

„Es war aber mit ihm schon nicht mehr auszuhalten,“ warf die Försterfrau ein, die eben aus der Hinterstube hereintrat.

„Sehr richtig! Das will ich nachher auch erzählen. Wie geht's den Kindern?“

„Die sind außer aller Gefahr. Die Liefse ist fieberfrei und Georg hat schon Appetit . . . ich lasse ihm eben Milch aufkochen.“

„Gott sei Dank . . . aber nun hör mal. Im Herbst waren's achtzehn Jahre, daß er bei uns dient. Ich gab ihm 'mal auf dem Markt in Pilsballe auf. Sein früherer Dienstherr hatte ihn kurzerhand abgelohnt und an die Luft gesetzt, weil Ruba sich fast täglich betrank und dann sehr eifrig wurde. Ich nahm ihn, weil mir gerade mein Knecht nach Westfalen durchgegangen war und ich durchaus einen Menschen haben mußte. Ich hoffte, daß er hier auf der einsamen Försterei seine Gelegenheiten haben würde, sich den Fufel zu verschaffen.“

Darin hatte ich mich allerdings getäuscht. Weiß der Deuter, wie er das fertig triegte, sich den Schnaps zu beschaffen. Als er wieder einmal fett war, hatte ich mit ihm unter vier Augen eine sehr nachdrückliche Unterredung, die für einige Wochen nachwirkte. Dann ging's von neuem los. Seinen verdienten Lohn konnte ich ihm nicht vorenthalten, er legte ihn in Schnaps an. Eines Tages entdeckte ich durch Zufall — oder vielmehr mein alter schwarzer Nero — in der Schonung hinter der Scheune ein halbgefülltes Fläschchen unter einer kleinen Tanne. Nun kam ich dahinter, wer ihm den Stoff besorgte . . . ein altes Weib, das tagaus, tagein die Küstlöffelgräben abzuschuchen und ihre Beute mit hier abzuliefern hatte.

Dieser mitteilidigen Seele legte ich nun das Handwerk. Ich war ja darauf gefaßt, daß Ruba mir nun den Dienst kündigen, oder gar heimlich Nachts davongehen würde. Aber nein . . . er hing an meinem Kestelen, dem Leo, wie eine Klette. Dem Jungen that er jeden ausgepeitschten Willen. Er machte ihm Flühbogen und Angeln, ließ ihn auf den Pferden vom Felde nach Hause reiten. Als uns der Junge starb, hat er geheult, wie ein Kettenhund.“

Der Förster fuhr sich mit der Hand nach den Augenwinkeln. Dann fuhr er nach einer kleinen Pause fort: „Das verdienst und verbindet einen ja mit solchem Menschen . . . Wir waren auch mit der Zeit in ein ganz passliches Verhältnis gekommen. Er durfte sich zu jeder Zeit, wenn er Appetit hatte, einen Schlud aus der Küche holen. So hielt er sich manchmal einige Monate, bis es wieder über ihn kam, zwei, drei Tage lang . . . Wir drückten beide Augen zu, wir wußten ja, wie wir mit ihm auskamen.“

Schließlich wurde er so wunderbar, wie ein alter Junggeselle nur werden kann. Er hatte im Laufe der Jahre sich so etwas wie eine Art Familiengefühl bei uns zugelegt, besonders seitdem er mit den beiden Spätlingen Georg und Liefse ebenso die Freundschaft geschlossen hatte, wie mit unserem Leo. Wenn das nicht gewesen wäre, hätten wir ihn doch wohl gehen lassen. Denn er konnte mit teiner Margell Frieden halten.“

Ein lustiges Zwinkern ließ dem Förster um die Augen. „Es ging so lange gut, als wir die Juste hatten, eine angejahrte Person, die den Ruba durchaus heirathen wollte und ihm immer gute Chancen aufstelte. Als nach ihr eine junge, forliche Margell ins Haus wollte, gab's täglich Jant und Streit . . . Das Essen, das sie kochte, wollte ihm nicht schmecken. Und so sind tatsächlich mehrere Mädel nur seinerwegen weggegangen. Du kannst Dir wohl ungefähr denken, wie schwer es ist, hierher in die Einöde Dienstboten zu bekommen.“

„Ich sehe schon, Ihr habt mit dem alten Kunden sehr viel Gebuld gehabt,“ warf ich ein. Der Förster wintete mir der Hand. „Mehr als Gebuld. Nur eins will ich noch er-

zählen. Eines Tages im vorigen Sommer kommt der neue Forstrath zur Vereifung. Ich fuhr ihn auf den Schonungen herum und denke, mich soll der Schlag rühren, als wir frische Spuren von Pferden treffen, die in der Nacht dort geweidet haben. Der Forstrath fragt mich natürlich, ob ich eine Pfandung in meinem Buch hätte . . . Daß es mein Ruba war, darauf kam er zum Glück nicht. Ich aber wußte es, denn hier liegt doch auf eine Meile in der Runde kein Dorf.“

Was sollte ich thun? Ich griff in der nächsten Nacht den Attentäter, als er die Pferde vom Hof führen wollte, zeigte ihn wegen Weidelcontravention an und bezahlte die Strafe. Ich wußte ja, daß er es nur aus Liebe für seine Pferde that. Die mußten immer dick und rund ausbleiben bei aller schweren Arbeit. Ungebrochenen Hafer hat er aus der Scheune geholt und ihnen auf die Waufe gesteckt. Noch hundertlei könnte ich Dir von ihm erzählen. Es ist aber genug. Vorgeftern war das Maß voll. Er hatte sich wieder sehr stark die Nase begossen, war in die Küche gekommen und hatte mit der Margell aus irgendwelcher Ursache Streit angefangen. Meine Frau kommt dazu . . . das Mädel weint, will ihre Sachen packen und abziehen.“

Nun mußte ich doch eingreifen. Dem alten Mann, der bei uns grau geworden, das Leder ausmadeln . . . das widerstand mir . . . Ich schlaedere ihn nur so'n bißchen ab, daß er zu Verhand kam, nahm ihn in die Stube und lobnte ihn aus. Meinst Du, daß er das Geld nimmt? Er steht nur da und schüttelt den Kopf. Als ich ihn bedeuete, er soll das Geld einstecken, seine Sachen packen und abziehen, laufen ihm die hellen Thränen übers Gesicht. „Ich werde mich ab, er faßt meinen Kermel, küßt ihn und schluchzt.“

„Herr Förster, wenn mich mal die Aneife beißt — so nannte er tomischerweise das Betrinken, — wadeln sie mir das Leder aus — ich werde ruhig fühlhalten.“

„Rein Ruba,“ sage ich, „das geht nicht mehr, dafür bist Du zu alt.“ „Na, ja, Herr Förster,“ erwidert er treuherzig, „ich bin bei Ihnen ja all geworden . . . ich hab' hier meine Knochen verbraucht . . . nu wollen Sie mich rauschmeißen!“

Ich war schon weidmüthig geworden, aber meine Frau, die gerade dazu kam, ließ nicht locker. Die Margell hatte und weg erklärt, entweder sie oder der Ruba . . . Wir wollten auch mit einem Knecht nicht in Verlegenheit kommen . . . ihr Bruder würde für den Sommer bei uns eintreten. Als ich nun fest blieb, ging Ruba still aus der Stube . . . Abends kam er, als sei nichts vorgefallen, in die Küche und setzte sich an den Tisch. Die Margell hatte auch ihre Mädel, sie gab ihm, wie ich später erfahren habe, nichts zu essen. Auch gestern früh hat sie ihn hungern lassen. Ich ging nach dem Kaffee hinaus, um selbst anzuspähen. Ich wollte fahren und den neuen Knecht holen . . . meine Frau wollte die Gelegenheit benutzen, um in der Stadt Einläufe zu machen. Die Pferde waren gefüttert und gepuht wie immer. Wir fahren ab, nachdem wir dem Mädel noch eingeschärft, ja auf die Kinder achtzugeben.“

Als wir gegen Abend nach Hause kommen, ist das Unglück geschehen. In der Nacht war eine Kleinigkeit Schnee gefallen. Auf dem Lande war wenig davon zu merken. Der Boden hatte ihn aufgezehrt. Aber auf dem Eis lag eine weiße Dede. Gegen Mittag sind die Kinder dem Mädelchen unter den Händen verschwunden und zum See hinuntergelauten, um zu schlüßern. Wir hatten noch am letzten Tage vor der Schonzeit gefischt. Die große Wudne, wo wir das Netz ausgezogen hatten, war mit einer ganz bünnen Eisdede bezogen. Ahnungslos sind die Kinder darauf gerathen und eingebrochen.“

Wie die Jette vor die Thür tritt, hört sie die Kinder schreien. Sie steigt den Berg hinunter . . . aber vor ihr ist schon der Ruba da. Ohne Besinnen springt er in die Wudne, die Lise war schon untergegangen, wirft den Georg aufs feste Eis, laucht unter, Holt die Lise hoch . . . schließt sie auch aufs Eis . . . die Margell packt die Kinder . . . auf jeden Arm eins und rennt mit ihnen nach Hause . . . Als sie sich umdreht, ist der Ruba nicht mehr zu sehen . . . Sie wirft die Kinder ins Bett, flürzt wieder runter zum See . . . nichts . . . alles still. Kannst Dir denken . . . kein Mensch außer ihr im Hause . . . oben die Kinder verklammert . . . naß . . .

Als wir nach Hause kamen, fanden wir die Bekkerung . . . die Kinder im heftigen Fieber . . . Das Mädel hatte Fieberthee getocht und ihnen eingelöffelt. Nun kannst Dir meine Stimmung denken, als ich höre, daß der Alte dabei ertrunken ist . . . noch in der Nacht habe ich mit einer langen Stange den See an der Wudne abgefischt, obwohl ich mir sagen mußte, daß es zu spät war. Heute früh im Morgengrauen habe ich meine Ta-

gelöhner geholt . . . Wenn ich bloß den letzten Austritt ungeschehen machen könnte . . . Die Stimme versagte dem starken Mann. Er stand auf und ging hinaus über den Hof zu dem Todten, der sein elendes Leben mit einer That opfermüthiger Liebe geadelt und getränkt hatte.

In wehmüthigen Gedanken stand ich am Fenster. Unwillkürlich trommelten meine Finger gegen die Scheiben. Und aus dem Rhythmus klangen mir die Worte entgegen: „Nur ein Knecht! Nur ein Knecht . . .“

Der überlistete Oberst.

Von Freiherr von Schlicht.

Im ganzen Regiment war es ein offenes Geheimniß, daß der Oberst von Bergen und der Oberstleutnant von Scholten sich gegenseitig nicht „lieben“ konnten, obgleich die beiden im Kreise der Kameraden die Gefühle der Antipathie, die sie gegeneinander hegten natürlich nach Möglichkeit zu verbergen suchten. Aber das änderte nichts an der Thatsache, daß sie sich gegenseitig nicht leiden mochten, obgleich jeder von ihnen neidlos und bereitwillig anerkannte, was der andere als Soldat leistete. Aber als Menschen mochten sie sich gegenseitig nicht, und die beiden Damen mochten sich erst recht nicht. Das „Warum“ hätten sie wohl selbst nicht angeben können, sie gaben sich auch erst gar nicht die Mühe, es zu ergründen. Wozu auch? Das hätte ja doch nichts an der Thatsache der gegenseitigen Antipathie geändert.

Aber wenn die Eltern sich schon nicht leiden konnten, so war das bei deren Kindern anscheinend erst recht der Fall. Ella von Bergen, die zwanzigjährige, schlante, bildhübsche Tochter des Kommandeurs, in die sämtliche Offiziere des Regiments unsterblich verliebt waren, fand den Leutnant von Scholten, der schon seit vielen Jahren dem Truppendienst angehörte, in den sein Vater erst vor drei Jahren hineinversetzt worden war, einfach widerlich. Und wenn Leutnant von Scholten von der schönen Ellen sprach, ließ er auch nicht viel Gutes an ihr.

Aber so redeten die beiden nur dann von einander, wenn sie mit den Eltern allein waren. In Gegenwart Dritter äußerten sie sich natürlich sehr viel freundlicher. Und nun erst, wenn sie zusammen waren, da konnte es zuweilen den Anschein erwecken, als wären sie die besten Freunde von der Welt. Das war ja auch ganz natürlich, in der Gesellschaft konnten sie sich doch nicht gegenseitig schlecht machen, das verbot den doch schon die guten Sitten, gegen die sie nicht verstoßen durften.

In Wirklichkeit aber hatte das alles einen ganz anderen Grund; seit länger als einem halben Jahre waren die beiden nun schon heimlich miteinander verlobt. Zuerst waren sie sich gegenseitig wirklich nicht sympatisch gewesen, schon deshalb nicht, weil die Eltern sich nicht vertrugen; bis sie dann beide eines Tages auf einem Dinner zusammenkamen und die Zeit dazu benutzten, sich darüber klar zu werden, warum sie sich eigentlich nicht geliebt. Da hatte jedes an dem anderen nur gute Eigenschaften entdeckt, bald war die Liebe über sie gekommen, und wenig später hatten sie sich verlobt.

Was daraus werden sollte, wußten nach ihrer Meinung nicht einmal die unsterblichen Götter, denn daß der Oberst sich mit Händen und Füßen gegen den Schwiegerohn wehren, und daß die Frau Oberstleutnant niemals diese Schwiegertochter voller Liebe an ihre Brust ziehen würde, darüber waren sich beide klar.

Ellen war oft ganz verzagt, mit desto größerer Zuversicht blühte aber ihr Verlobter trotz allem in die Zukunft; vorläufig war die für ihn allerdings auch noch ganz dunkel, aber irgendwie mußte und würde schon alles werden. So hatte er noch gestern voll Vertrauen und voller Hoffnung zu Ellen gesprochen, aber heute war selbst er ganz gemüthet, denn in gegebener Veranlassung hatte der Herr Oberst am Mittag seinen Offizieren mitgetheilt, er wüßte es nicht, daß junge Leutnants sich schon verlobten — wenn einer Oberleutnant sei, dann wäre das etwas anderes, dann hätte er nichts dagegen einzuwenden, aber für junge Offiziere, die sich verlobten, sei in seinem Regiment kein Platz, die müßten sich dann einen anderen Truppendienst auskuchen.

Ganz gemüthet kam Scholten nach Haus und als erstes nahm er die Anciennitätsliste zur Hand, um seine Vordereute zu zählen. Er wußte die Zahl aus dem Kopf, es waren noch siebenhundertvierundsechzig — drei Jahre konnte es noch dauern, ehe er Oberleutnant wurde. Sollte er noch so lange warten, bis er Ellen öffentlich als seine Braut erklären konnte, vorausgesetzt, daß es ihm überhaupt jemals gelang, den Widerstand der beiden Eltern zu beseitigen?

Er geriet zu sich das Gehirn, wie er sein Ziel erreichen könne — und mit einemmal hatte er es gefunden. In der Freude seines Herzens rief er ganz laut „Hurrah“, aber dann belam-

Nicht verlegen.



Gast: „Herr Wirth, machen Sie die Thüre zu, sonst nimmt mir der Luftzug meine kleine Portion vom Teller.“ Wirth: „Ach hören Sie — das ist aber ein alter Biß!“

er es doch mit der Angst. Was er da zu thun beschloß, hatte, war mehr als kühn. Den Hals konnte es ihm zwar nicht kosten, aber das Spiel war sehr gewagt. Dann überwand er aber doch alle Bedenken, Schön-Ellen wintete als Lohn, da durfte er vor seiner Gefahr zurückschrecken.

Am nächsten Nachmittag ließ er sich auf dem Regimentsbureau bei dem Herrn Oberst melden. Der blühte nicht allzu gnädig auf, als er in seiner Arbeit gestört wurde, und daß gerade Scholten derjenige welcher war, verbesserte seine Stimmung auch nicht.

„Sie wünschen, Herr Leutnant?“ kam es kurz und bündig über die Vorgesetztenlippen. „Ruh war der große Augenblick da, der Leutnant glaubte ganz deutlich zu fühlen, wie ihm sein Herz eine Stunde still stand, dann nahm er seinen ganzen Muth zusammen: „Ich bitte den Herrn Oberst ganz gehoramt um Erlaubniß, meine Verlobung veröffentlichen zu dürfen.“

Dem Kommandeur fiel die Feder aus der Hand und ganz fassungslös sah er den jungen Offizier an: „Was wollen Sie? Sich verloben? Haben Sie denn nicht gehört, was ich Ihnen allen gestern Mittag erlaubte?“

„Zu Befehl Herr Oberst, aber die Mahnung kam für mich zu spät, denn da war ich bereits seit einem Vierteljahr verlobt.“ Der Kommandeur zuckte die Achseln darüber. „Das thut mir leid für Sie aber ich kann meine gestern geäußerte Ansicht heute nicht schon wieder ändern. Wenn Sie darauf bestehen, Ihre Verlobung zu veröffentlichen, kann ich das natürlich nicht verbieten aber ich müßte sie dann gleichzeitig zur Verlegung eingeben, denn in meinem Regiment würde ich keine verlobten Leutnants.“

„Allo wirklich eine Verlegung. Scholten fühlte, wie er bei den Worten blaß wurde, aber nun gab es kein Zurück mehr. So antwortete er denn: „Was der Herr Oberst mit da erklären, habe ich mir natürlich auch schon selbst gesagt. So bitte ich denn um meine Verlegung unter der Bedingung, daß ich noch heute meine Verlobung publiziren darf.“

„Wenn gegen die gesellschaftliche Stellung der jungen Dame nichts einzuwenden ist —“ „Nicht das geringste, Herr Oberst.“ „Und ist Vermögen da?“

„Danach habe ich nicht gefragt, Herr Oberst, ich heirathe lediglich aus Liebe. Die Kaution kann und wird mein Vater stellen.“ „Und ist denn der mit Ihrem Vordereute verlobt?“

„Der weiß vorläufig ebenso wenig davon, wie mein zukünftiger Schwiegervater.“ „Sie wissen beide noch nichts?“ Der Oberst sprach seine Leutnant ganz verständnißlos an, dann meinte er: „Ja, sagen Sie mal, wie denken Sie sich das denn eigentlich? Die beiden haben doch bei Ihrer Jugend auch noch ein Wort mitzureden.“

Scholten hatte diese Frage vorausgesehen und das Gespräch absichtlich so geführt, daß sie erfolgen umfö. So war er denn um die Antwort nicht verlegen, sondern sagte jetzt mit fester Stimme: „Gewiß, Herr Oberst, aber für meinen Vater stehe ich ein, der sagt „ja“, wenn der Herr Oberst nichts gegen meine Verlobung einzuwenden haben, und daß mein zukünftiger Schwiegervater „ja“ sagt, wenn der Herr Oberst „ja“ sagen, dafür lege ich meine beiden Hände ins Feuer.“

Der Kommandeur hörte diese Antwort mit sichtbarem Vergnügen. Daß selbst der Oberstleutnant, trotz aller Feindschaft, sich fügen würde, wenn er selbst ja sagte, erfüllte ihn mit stolzer Genugthuung, und daß der Schwiegervater, den er wahrscheinlich noch nicht einmal persönlich kannte, soviel Werth auf sein Ja legte, zeigte ihm ja deutlich, wie es ihm gelungen war, sich hier in der Stadt eine machtvolle Position zu schaffen. So klang denn seine Stimme wesentlich freundlicher, als er nun erwiderte:

„Wie gesagt, wenn Sie mit Ihrer Verlegung einverstanden sind, habe ich gegen die Veröffentlichung Ihrer Verlobung nichts einzuwenden; ja, ich

würde mich sogar freuen, wenn mein Einverständnis Ihnen behilflich wäre, etwa noch bestehende Hindernisse zu beseitigen.“

Der Eintritt des Schreibers machte dem Gespräch ein Ende. Scholten war entlassen und schnellen Schrittes eilte er nach Haus, um Ellen brieflich den Verlauf seiner Unterredung mit dem Kommandeur mitzutheilen.

Als der Oberst dann Mittag vom Dienst nach Haus kam, flog ihm Ellen glückstrahlend an den Hals: „Ach, Du besser aller Väter, ich wußte es ja, daß Du nichts gegen unsere Verlobung einzuwenden hättest. Nicht wahr, Edgar ist ein zu himmlischer Mensch, und dafür, daß Du Dich mit meinem Vater nicht stellst, kann er doch nichts.“

„Wie es kam, wußte der Oberst selbst nicht, aber plötzlich sah er auf einem Stuhl und starrte seine Tochter ganz verständnißlos an. „Aber Papa, so verstelle Dich doch nicht so,“ schalt Ellen, „Du hast es ja Edgar ausdrücklich erlaubt, sich öffentlich zu verloben.“

„Erst ganz allmählich begriff der Oberst, in welche Falle ihn der Offizier gelockt hatte, und so brauchte er denn jetzt auf: „Gewiß habe ich ihm die Verlobung erlaubt — aber doch nicht mit Dir!“

„Mit wem denn sonst?“ fragte Ellen ihn anscheinend ganz verwundert, „hast Du ihn denn gar nicht danach gefragt, wer seine Braut ist?“

Der Kommandeur sah ganz geknickt da, zu spät fiel ihm das jetzt ein; danach zu fragen, hatte er total vergessen. „Aber, Papa, wie konntest Du nur?“ schalt Ellen; dann aber lachte sie fröhlich auf: „Nun bist Du doch alles nichts mehr. Du hast nun einmal ja gesagt und dabei bleibt es.“

„So? Da werde ich Dir aber doch das Gegentheil beweisen,“ fuhr der Oberst auf, dann klingelte er nach dem Burschen und gab ihm den Befehl, sofort den Leutnant von Scholten zu ihm zu bitten.

Nach einer kleinen halben Stunde war der zur Stelle, und als er den Korridor betrat, eilte ihm Ellen, troßdem sie auf ihr Zimmer geschickt worden war, entgegen und Hand in Hand mit ihm betrat sie die Stube ihres Vaters: „So, Papa, hier sind wir! Schelte uns nur aus, — aber heirathen thun wir uns doch, was, Edgar?“ und zärtlich schmiegte sie sich an ihn.

Der Oberst ging mit erregten Schritten im Zimmer auf und ab, er wollte seinem Leutnant so grob werden, wie er nur irgend konnte, und er konnte grob werden, dafür war er bekannt. Aber dieses Mal gelang es ihm doch nicht, seine Tochter sah ihn so bittend an und ihren Mund umspielte ein so glückliches Lächeln. — Der Oberst nahm seine ganze Energie zusammen, er wollte fluchen, aber statt dessen blieb er plötzlich vor dem Offizier stehen und sagte nur: „Aber in ein anderes Regiment lasse ich Sie doch verlegen, das sollen Sie wenigstens davon haben. Und das sage ich Ihnen, auf die Garion, die ich Ihnen auskuche, können Sie sich freuen, da scheint nicht mal am Sonntag Nachmittag die Sonne.“

Da fiel sein Blick von neuem auf seine Tochter und milten im Saß hielt er inne. Wenn er seine Drohung wahr machte, bestrafte er ja auch sein Kind, vor allen Dingen aber auch sich selbst, denn er litt doch am meisten darunter, wenn er Ellen fortgeschickte.

Er sah ein, es blieb ihm nichts anderes übrig, als die Worte, die er gestern zu seinen Offizieren gesprochen hatte, morgen wieder zurückzunehmen, und das ärgerte ihn am allermeisten. Aber Schuld hatte er daran, wie Ellen ihm in einer längeren Rede haarscharf bewies, einzig und allein. Warum war er so vorzeitig gewesen? Bevor er eine so wichtige Verordnung erließ, war es seine Pflicht, wenn auch nicht gerade mit allen jungen Damen der Stadt, so doch wenigstens mit seiner eigenen Tochter darüber Rücksprache zu nehmen.

Und wenn auch etwas zögernd und widerwillig, so mußte sich der Herr Oberst doch eingestehen: „Recht hat sie.“

Doch!

Gast (zum Söhnchen des Wirthes): „Hat Vater den Hasen gefressen?“ „Na, weil er den Kanarienvogel gefressen hat.“